

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 2

Artikel: Aus der Wunderwelt der Natur
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

daß Hans allein ist. Der Vater ist auf der Heubühne und schrotet Futter. Ungewiß horcht sie, wer da sei und streckt behutsam den Kopf hinein. Aber sie sieht nichts als zwei magere Bubenarme um Bronis Hals geschlungen. Er führt, wie oft, mit ihm ein Gespräch:

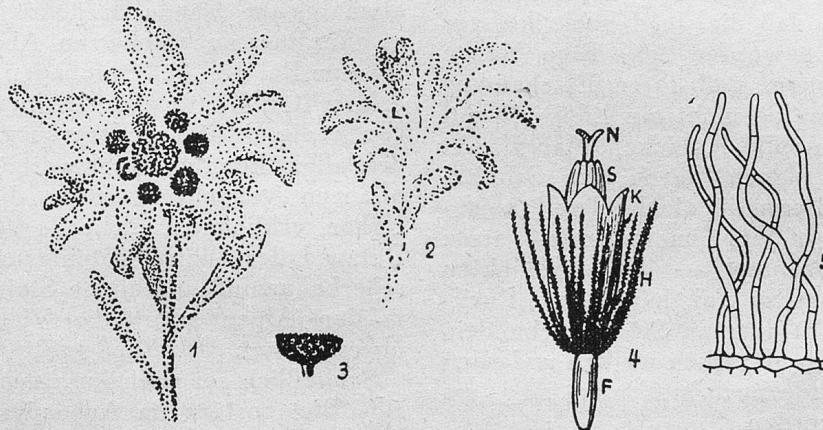
„Eh, du lieb's Broni! Wird doch bald wieder gsfung, gäll . . . Hesch du de lei Fröid, daß du es

Chälbli übercho hesch? Im Herbst göh mer de alli drü zämme uf d'Weid. Guet isch, het di der Ehrische nit übercho, süsch wär mer 's Läbe verleidet . . .“

Mutter Linder zieht leise die Stalltüre zu und erweilt die Milch, die sie in der Küche hat, auch wenn es nicht ganz genug ist.

Frieda Schmid-Marti.

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR



Bildtext: 1. Edelweiss von vorn. 2. von hinten. 3. Blütenköpfchen, von der Seite gesehen (etwas vergrößert). 4. Einzelblüte eines Köpfchens mit Fruchtknoten (F), Haarkranz (H), Krone (K), Staubbeutel (S) und Narbe (N) am Ende des Griffels (stark vergrößert). 5. Einzelne Haare aus dem Blattfilz. (Vergrößert. Nach Kerner).

Um die letzte Jahrhundertwende entspannen sich im Schweizer Alpenclub große Diskussionen über die Wahl eines Clubabzeichens. Ein schönes metallenes Modell, das ein Edelweiß darstellte, lag vor und fand Anklang. Aber es wurde abgelehnt, weil es dem Abzeichen des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins, der das Edelweiß bereits hiefür gekapert hatte, zu ähnlich war. So ist das Edelweiß das Symbol für alpine Eigenart und alpine Schönheit. Auf Plakaten und Prospekten, auf Reiseandenken und in Schaufenstern alpiner Kurorte muß das Edelweiß bei bergfreudigen Sommerfrischlern werben. Auf Teeservietten eines Berggasthauses, in Inseraten für Autocarfahrten wird es sogar regelrecht mißbraucht, indem zum „Edelweißpflücken“ gelockt wird.

Ist denn das Edelweiß wirklich ein Vollbürger unserer Alpen? Niemals. Es ist keine gebürtige Alpenpflanze, nicht einmal ein Europäer, sondern ein Asiate. In China und Sibirien tritt es in großem Verwandtschaftskreis, nämlich in über dreißig Arten auf. Es bewohnt dort

auf weiten Räumen Steppen und Wiesen und wagt sich vereinzelt bis in Höhen von 5400 m empor. Von dort aus haben einzelne Arten ihre Wanderungen in Nachbargebiete angetreten und mit ihren äußersten Vorposten selbst mittel-, süd- und westeuropäische Gebirge erreicht: die Alpen, den Appenin und die Pyrenäen. Diese Einwanderung in Europa mag schon während der Eiszeit erfolgt sein, wenn auch nicht im Hochstadium der Vereisung. Bekanntlich haben die alpinen Gletscher das Vorland etwa viermal überflutet und sich nachher, in klimatisch günstigeren Zeiten, allemal wieder auf ihren Gebirgsherd zurückgezogen. In einer dieser Zwischeneiszeiten hat der kühne asiatische Einwanderer vermutlich die europäische Grenze überschritten und sich in Europa weithin ausgebreitet. Es ist denkbar, daß er sich selbst während der letzten Eiszeiten nicht aus den Alpen hat vertreiben lassen, sondern die Eiszeit, nebst anderen pflanzlichen Bewohnern des Hochgebirgs, an eisfreien Stellen im Alpeninnern wenigstens teilweise überdauert hat. So

ist denn das Edelweiß nach Ursprung und Herkunft kein alteingesessener Alpenbürger, sondern ein Ansäße, dessen Heimat in den asiatischen Steppen zu suchen ist.

Dafür spricht nicht allein die weitläufige asiatische Verwandtschaft. Auch ihre Tracht verrät es. Pflanzen trockener Standorte sind häufig zum Schutz gegen zu große Verdunstung mit einem Haarkleid angetan und mit schmalen Blattflächen ausgestattet. Diese Steppentracht hat das Edelweiß seit seinem Einzug in die europäischen Gebirge nie abgestreift. Gerade durch sein filziges Gewand, das sich im Mikroskop als ein Gewirr krummer Haare entpuppt (siehe Bild), nimmt es sich inmitten des satten Grüns der buntblumigen Gesellschaft unserer Alpenpflanzen so seltsam und eigenartig, ja fremdländisch aus, daß die Jagd nach ihm zur Mode, zur Sucht geworden ist. Eine Menge Hochtouristen meinen, daß ihrer Erscheinung etwas abgeht, wenn sie nicht ein Edelweiß auf den Hut oder ins Knopfloch stecken. Man prunkt mit Handstöcken, denen durch das Schnitzmesser oder den Brennstift ein Edelweiß beigebracht wurde, und schleppt immer noch — trotz Pflanzenschutzverordnung — die gepflückten Blumen bündelweise zu Tal, häufig den Rucksäcken aufgeschnallt oder an Stöcke gebunden, wobei sie auf langen Märschen welken und nach der Heimkehr gerade noch gut genug sind, um weggeworfen zu werden.

Kein Wunder, wenn das Edelweiß in vielen Gegenden der Alpen selten geworden und nur noch an schwer zugänglichen Stellen auffindbar ist. Das reizt viele Edelweißsucher erst recht, die verfolgte Blume in ihren letzten und äußersten Wohnplätzen noch auszurauben. Jahr für Jahr bezahlen freilich bis um die Zehn ihre ungezügelte Raffsucht mit dem Tode. Die Unfallstatistik gibt darüber genaue Auskunft.

Noch oft begegnet man der Auffassung, das Edelweiß sei eine ausgesprochene Felspflanze, die sich kaum begehare oder gar unzugängliche Wände und Bänder als Standort auswählt. Das ist unrichtig. Das Edelweiß ist eine Rasenpflanze, die freilich auch auf schmale Bänder übergeht und gelegentlich in Spalten sich einnistet, wenn ihr dort genügend Erde zur Verfügung steht. Jene Bilder, auf denen das Edelweiß an den Rand von Gletscherspalten oder auf die äußerste Spitze eines Felszahns gesetzt wird, sind naturwidrig und gehören in das Reich der Phantasterei. In abgelegenen, von Touristen

wenig begangenen Gegenden gibt es immer noch Rasenstellen, wo man mit jedem Schritt aufpassen muß, wenn man nicht eine Edelweißblume zertreten will, und wo die Sense des Mäders bei jedem Schwung einige Stücke erfaßt. Nur infolge der maßlosen Plünderung ist die edle Blume so arg zurückgegangen, und wir wollen hoffen, daß die Arbeit der Behörden, des Naturschutzbundes und der Blumenfreunde nicht umsonst sei und das Gewissen derer endlich wachrüttelt, die sich beim Blumenpflücken nur von unverschämter selbstischer Gier leiten lassen.

Unrichtig ist ferner die weitverbreitete Meinung, das Edelweiß sei eine der höchststeigenden Gebirgspflanzen. Freilich liegt das Hauptgebiet ihrer Verbreitung über der Waldgrenze, etwa bis um 500 m darüber. Vereinzelt steigt es allerdings noch höher an. Aber es überschreitet zum Beispiel in Graubünden, einem der besterforschten Kantone der Schweizer Alpen, nirgends die Dreitausendergrenze. Aus Graubünden allein könnten wohl weit über 100 Blütenpflanzen genannt werden, die bedeutendere Höhen erklimmen, nicht zu reden von jenem Dutzend der allerkühnsten (zum Beispiel Gletscherhahnenfuß und einige Steinbrecharten), die in den Alpen sogar die Viertausendergrenze überschreiten.

Schließlich sei noch kurz gesagt, was der filzige Blumenstern im Auge des Botanikers bedeutet. Es muß doch auffallen, daß man nicht ohne weiteres eine Blumenkrone oder Staubfäden zu Gesicht bekommt. Auch hierin bietet das Edelweiß allerlei Überraschungen. Die weißfilzigen Strahlen des Sterns sind keine Blütenbestandteile, also nicht etwa Kronen- oder Kelchzipfel, sondern lediglich die obersten Laubblätter, hier „Hochblätter“ genannt, die sich in sternartiger Ausbreitung um den Blütenstand gruppieren. Die Blüten selbst sind außerordentlich klein und zu Hunderten in kopfartigen Gebilden zusammengedrängt, die zu etwa sechs bis acht das Innere des Sterns ausmachen (siehe Abbildung). Zudem sind die Blüten, von deren Bau man nur unter dem Mikroskop ein genaues Bild bekommt, ungleich ausgebildet, indem sie meistens nicht Stempel und Staubblätter zugleich, sondern nur das eine oder das andere beherbergen.

Möge diese eigenartige Zierde unserem Gebirge überall da erhalten bleiben, wo sie von Natur aus ihren Zugang erlangt und ihren Platz behauptet hat!

fw.